Schweizerdämmerung?

Autor(en): **Schaffner, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-750540

Nutzungsbedingungen

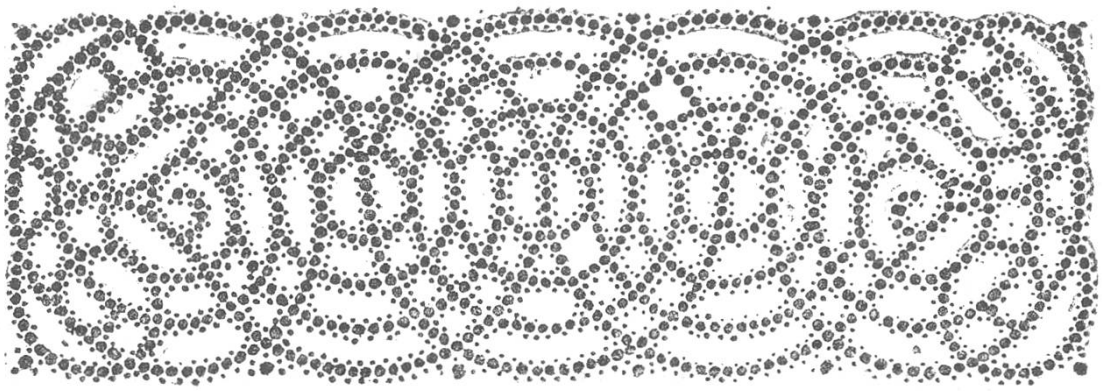
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



SCHWEIZERDÄMMERUNG?

Der Kaiser ist in der Schweiz gewesen. Wir sind wieder unter uns und wollen Kritik halten. Das „Berliner Tageblatt“ schrieb, die Berner hätten Trauerrand um die Seele gehabt, weil der Besuch des Kaisers gekürzt worden sei; die Depression habe durch alle demokratischen Verhüllungen hindurchgeschimmert. Die Gemeinden hätten beträchtliche Aufwendungen gemacht, Bürger und Bürgerinnen, Knaben und Mädchen umsonst die alten Landestrachten erneuert, und es scheint alles in allem darauf abgesehen gewesen zu sein, mit Armbrust und Melkstuhl im großen Huldigungszug vor dem deutschen Kaiser zu defilieren. Und mit der berühmten gefleckten Schweizerkuh. Rotweiß gefleckt, versteht sich.

Wenn diese Meldung nicht eine Gesinnungslosigkeit des deutschen Korrespondenten ist, so haben wir es hier mit einem biedern, ehrlichen Prostitutionsversuch zu tun. Die Hoteliers durften machen, was sie wollten, wenn sie nur mit eigenen Mitteln arbeiteten; und wenn sie zu Ehren des kaiserlichen Gastes alle Fremdenfallen im Land verbrannt hätten, so würden sich heut schon Leute finden, die sagten: „Ein gesegnetes Feuer, weiß Gott.“ Aber das „Tageblatt“ spricht ausdrücklich von den Gemeinden, Bürgern, Bürgerinnen, Knaben und Mädchen, die den Kaiser mit dem alten Schweizer gaudieren und den reichen Amerikanern, welche wegen dem Kaiser ins Land kamen, auch etwas bieten wollten, nämlich den heiligen, vielbesungenen und durch alle Epigonenverehrung nicht umzubringenden historischen Eidgenossen.

Ich will gleich noch einige Sachverhalte vorbringen. Berner brachten dem Professor Vetter Katzenmusiken, weil er erklärte, die Schweiz sei eine geistige Provinz des geistigen Deutschland. In Zürich stürmte der nationale Pöbel die Ablage der „Woche", weil sie schrieb, die Schweizer seien aus einem Volk von Hirten ein Volk von Wirten geworden. Wenn der Schweizer nicht flucht: „Herrgottsternenchaib!", so schimpft er ganz gewiss über die Preußen. Und wenn ein preußischer König und deutscher Kaiser ins Land kommt, so zieht man die weißrote Kuh aus dem Stall und beschwört seine weltberühmte ländliche Seele herauf, nicht um sie auf Besserung zu besehen, sondern um sie ins Geschäft zu werfen. „Meiner zu warten brauchescht du ja nicht." Da sinds wir schon, gnädiger Herr von Berlin, im alten Schweizergewande. Wie wir gebaut sind, nicht wahr! (Kommts ihr auch, Herren von Amerika, bei uns wohnt sichs lind!) Und dann unsre Vorfahren! Auch: wenn der Alpen Firn sich rötet —! Leider haben wir die Röte nicht so im Handgelenk, wie den alten Schweizer. Sonst hätten wir dann so nichts mehr, aber das von Herzen.

Müssen wir jedes fremden Mannes Theateraffen sein? Haben wir in dieser geschäftigen Zeit nichts zu tun, als den Nachbarn die Meinung beizubringen, wir seien bloß zum Kellnergewerb und zum patriotischen Komödienspiel vor ausverkauften Hotels auf der Welt? Ich kann es nicht hindern, wenn man aus der ganzen Schweiz ein natürliches Unnaturtheater macht, worin man alle nationalen Affen tanzen lässt, um immer noch mehr zahlende Engländer und Amerikaner auf den „heiligen Boden" zu ziehen; aber dann soll man nicht so ideal das Schweizerauge rollen, sobald man einmal als das besprochen wird, als was man sich aufspielt, nämlich als den poetischen Schwitzger mit dem Heimwehblick und dem listigen Hintern in der biderben Bauernhose. Oder man soll herzhaft und mit sehr gutem Gewissen fortfahren, von den Preußen nichts wissen zu wollen, ihnen höflich und wohlgekocht ihr Essen vorsetzen, wenn sie ins Land kommen, und übrigens den alten Schweizer fleißig dazu benutzen, daran zu lernen, was dem neuen Schweizer abhanden gekommen ist und was ihm wieder kommen muss. Aber um einem fremden Monarchen ergebenst am fremdenindustriellen Nasenring vorgeführt zu werden, dazu ist er uns, weiß Gott, nicht vorgelebt worden.

Wer in diesen Tagen die deutschen Zeitungen las, hatte genug Gelegenheit, sich zu ärgern, und wenn er ein Patriot war, so kam ihn das Trauern an. Was weiß man von uns? Die glorreiche Vergangenheit, die Fremdenindustrie, und dann noch etwas Kunst und Literatur. Aber besonders die ewigen Alpen, der herrliche Gletscherkranz, die ehrwürdigen Berghäupter! Für das moderne Leben war der Ton fast durchweg oberflächlich und leise herablassend, ironisch gestimmt. Haben wir das verdient? Wir wollen davon abziehen, was gewerbsmäßige Oberflächlichkeit und Feilheit der Presse ist, und sehen, was als unausweichliche Tatsache übrig bleibt: das Bild ändert sich nicht. Vergangenheit, Fremdenindustrie, Gletscherkranz. Fertig. Darüber sind wir jedoch einig: wenn wir sonst nichts aufzuweisen haben, so sind wir reif, dass uns der Teufel holt, und es ist dabei ganz gleichgültig, ob er eine Pickelhaube aufhat oder den neuen französischen Stahlhelm. Wir wollen Kritik halten; wir sind wieder unter uns.

Also was haben wir? Wir haben die Freiheit, das Heer, die Verfassung, die Bundesbahnen, die Schuldenlast, die Schulen mit den Schulmeistern, die freisinnige Partei, die Fremdenfrage, die wohlgesinnte Presse, und einen nationalen Sozialismus mit schwarzweissrotem Bauch und einem himmelblauen Russenauge in der Mitte. (Das „Berliner Tageblatt“ nennt den Regierungsrat Blocher den sozialistischen Chef des Kantons Basel; das ist noch ein unterrichteter Spezialkorrespondent!) Und dann haben wir Industrie, Industriesorgen, Zollsorgen, Verkehrssorgen und Verkehrszank. Man sieht nun schon, wir sind ein Käs, in dem es sich regt. Wir haben eine national approbierte Staatsgesinnung, eine Bundessubventionskuh, rotweiß gefleckt, eine hoffnungsvolle Schar Saugkälber in den Kantonsfarben. Wir haben Hodler, der deutsche Familientisch hat Zahn, München hat Heinrich Wölfflin, nachdem ihn Berlin hatte, und der Papst hat seine Schweizergarde, immer noch. Da wird die Sache international und beginnt das große Problem. Basel hat den Rhein und die Rheinschiffahrt, und Graubünden hat zehn Pässe, für die es ebensoviel Eisenbahnen wüsste. Und wir haben die Nationalhymne: „Rufst du mein Vaterland“, die auf die Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen wird, und die man neulich mit siamesischer Doppeldeutung beim Kaiserbankett spielte.

Das lebendigste an uns sind unsre Nöte; sie sind zugleich das einzig heilige an der gegenwärtig herumlaufenden ruhmredigen Generation. Wir leiden Not um unsre Selbständigkeit, und der Kaiser war zu einer Zeit in unserm Land, da unser Land bereits in Gefahr steht, wirtschaftlich von dem seinen abhängig zu werden. Das ist der historische Moment! Wir sind schon so weit, dass überall die Frage auftaucht: „Sollen wir nicht unsre Zollhoheit aufgeben, um unsre Industrie zu retten?“ Die Gründe dafür sind wirtschaftlich, die dagegen patriotisch; eine Zollunion mit Deutschland sei der Anfang vom Ende der politischen Selbständigkeit. Die Bauern sagen mit Recht, so lieb sei ihnen die schweizerische Industrie nicht, und wenn man dabei bedenkt, dass auch die Industriellen Patrioten sind, so bekommt man eine ziemlich bedenkliche Vorstellung von der Verworrenheit, die um diese Frage murrt und tuschelt. Wir wollen uns heute gar nichts verheimlichen: um unsre Industrie steht es wirklich kritisch. Die Spitzen weinen und die Seide seufzt. Die Kohlen fahren uns teuer ins Land, das Rohmaterial kommt uns immer um ein empfindliches höher zu stehen, als der umliegenden Konkurrenz, und wenn es den umgekehrten Weg als Edelprodukt zurücklegt, so fällt es zunächst unter die Zollräuber, ehe es die weit entlegenen Märkte findet.

Aber das alles ist immer noch nicht die wahrhafte Gefahr. Unsre Industrie ist so weltmännisch und unerschrocken, dass ihr auch der Verlust ganzer Märkte, wie ihn die Seide und die Spitzen neuerlich erlitten haben, noch lange nicht das Grab gräbt; sie hat sich schon aus hundert Krisen mit neuen Kräften herausgeschafft; für Amerika wird man sich wohl die Balkanländer weiter aufschließen, und an die Stelle Englands tritt vielleicht China, vielleicht Russland; wer weiß das! Bedenklich ist vielmehr, dass unsre Wirtschaftsprobleme uns überhaupt solche Erwägungen eingeben dürfen, wie die Aufgabe unsrer Zollherrlichkeit. Für mich gibt es da gar keinen Zweifel: der erste Schritt zur Minderung der wirtschaftlichen Souveränität ist zugleich der erste Schritt zum Verlust der politischen Selbständigkeit. Wer es mir nicht glauben will, soll einmal die Nase in die Weltgeschichte stecken; er braucht gar nicht zu den Römern zurückzugehen. Der norddeutsche Zollbund war der Auftakt zum Deutschen Reich, an sich wirklich

keine beklagenswerte Einrichtung, aber wir sind nicht Baden und nicht Württemberg; wir haben mehr zu *verlieren* als diese Kleinstaaten *gewinnen* konnten. Und gewinnen werden wir gar nichts, so lange man in Deutschland mit preußischer Tinte schreibt. Österreich könnte sich eine Zollunion mit Deutschland leisten, ja es könnte eine Militärunion mit dem Deutschen Reich eingehen. Wenn selbst der Verlauf der Dinge zu einer Verschmelzung beider Reiche in ein einziges Großdeutschland führte, so hätte Österreich immer allen Respekt auf seiner Seite und alle Garantien in der Hand, dass man es in Berlin nicht mit Elsaß-Lothringen verwechselte. Österreich könnte in Berlin jederzeit gewichtig mitreden; uns würde jederzeit aufgespielt. Anderseits: wenn alle Deutschen mit Ausnahme der Schweiz in einem Reich vereinigt daständen, hätten wir den freiwilligen Anschluss an das ganze Deutschland freilich weniger zu fürchten, als den zwangsweisen, dagegen ließe sich dann in einem deutschen Staatsverband mit süddeutschem Schwergewicht auch für einen Schweizer im Großen mitexistieren.

Vorläufig sind wir aber von diesem Zustand noch weit entfernt und sprechen bei allen Erwägungen strenge Wirklichkeiten mit, die unsre staatliche Oberhoheit angehen. Das ist der Grund, warum der Gedanke an eine Aufgabe der Zollhoheit zugunsten einer Zollunion mit irgend einem wirtschaftlich übermächtigen Nachbarn eine politische Torheit ist, und einen Keim Landesverrat enthält, auf den man alle sogenannten Interessenten aufmerksam machen muss. Wir wissen von deutschen Verhältnissen her, wie korrumpierend das verfluchte moderne Industrie- und Handelswettrennen wirken kann; die deutschen Anklagebänke sitzen voller Leute, die um einen kleinen wirtschaftlichen Vorteil ihre arme Seele, die auch nur eine Hamster- oder Hundeseele war, verschachert haben. Wir wollen auf der Wacht sein und keinen Moment den Gesslerhut vergessen, auch wenn ein deutscher Kaiser die Klugheit hat, mit unserm Herrn Forrer zu tafeln und dabei unsre Selbständigkeit hervorzuheben. Obendrein gibt es ein sehr gutes, hoffnungsvolles und ehrenhaftes Mittel für die schweizerische Industrie, sich durch Dick und Dünn vor der ausländischen Konkurrenz zu behaupten, und sie wendet es auch schon eine Weile mit Glück an: man beschränkt sich auf die

Qualitätsware. Das ist eine Beschränkung, die Weltmannschaft verrät und einen schönen Meister verspricht. Es ist zudem ein Wahlspruch, den man herzhaft unter das Schweizerkreuz malen dürfte: „Groß durch Beschränkung!“ Aber man müsste den Schulkindern fleißig den Unterschied zwischen Beschränkung und Beschränktheit klar machen und ihn in den Katechismus aufnehmen. Wenn wir es dann soweit bringen, dass die Ankündigung: „In der Schweiz gemacht!“ kurzweg heißt: „Gut gemacht!“ so dürfen wir auch wieder langsam anfangen, uns vor unsern Urvätern sehen zu lassen, die wir jetzt so fleißig prostituieren. Aber für unsre Industrie brauchen wir keine Sorge zu haben, wenn wir nicht für unsre Beweglichkeit Sorge haben müssen, für unsern Weitblick, für unsre Herzöffnung und für jene feine, schicksalbedeutende Verästelung des nationalen Selbstgefühls, in die sittliche Konstitution des Einzelnen hinein.

Diese Fähigkeiten und Energien sind bei uns nicht so lebhaft entwickelt, wie es für unser Wohlergehen und unsre nationale Gesundheit gut wäre. Der gegenwärtige Schweizer ist viel kräftiger verspießt als großzügig, mehr breit als hoch, mehr Maul als Hirn, mehr Schützen-, Turn- und Sängerruhmredner als Weltmann mit patriotischem Herzen. Die deutschen Zeitungen erinnerten in diesen Tagen wohlwollend an die bäuerliche Abstammung des Schweizers, aber das ist natürlich unberatenes Gerede; ein Bauer braucht nicht beschränkt und talentlos zu sein, und die aristokratischen Zierpflanzen am Hof unsres „gehabten“ hohen Gastes sind zwar schöne Vegetabilien, aber sie mangeln doch allerhand Ruhmes. Dagegen war Bismarck ein guter Bauer, wie er auf der Scholle in Wind und Wetter so wächst. Uns fehlt die furchtbare Gediegenheit der Alten, ihre gute Nase für den Mist des Auslandes und den Käfer des Auslandes, welche sie dafür hatten, sich den Mist samt dem Käfer vom Hals zu halten. Ein Beispiel für hundert. Niemand weiß bei uns, dass die patriotisch frisierten Sonntagsbeilagen der Schweizer Zeitungen großenteils von deutschen Juden in Berlin gemacht werden; die Zeitungen sind einfach Abonnenten der Berliner Offenbarung. Daneben gehen selbständige Familienblättchen voll Schund und Tratsch um, aber unter irgend einem nationalen Titel: „Des Schweizers Heim“, „Schweizer Sonntagspost“, die im selben Format aus demselben Verlag mit dem-

selben Inhalt in Deutschland unter dem Titel: „Des *Deutschen* Heim", „*Deutsche* Sonntagspost" erscheinen. Wo dann in der Schweizer Ausgabe die Beerdigung eines Bundesrates zu sehen ist, paradiert in der deutschen Ausgabe ein kaiserliches „W" aus toten Fasanen und Hasen, die der Kaiser bei der letzten Jagd abgeschossen hat. Und wo in der deutschen Ausgabe einmal ein Lobgesang der Monarchie aufrauscht, wird in der gleichen Nummer der Schweizer Ausgabe das demokratische Prinzip gerühmt.

Da es in der Schweiz keinen großzügigen Verleger gibt und niemand, der etwas vom Zeitschriftenwesen versteht, so ist unser Land vom ödesten deutschen Sonntagsblattgesalbader überschwemmt, und, da der Bürger nur das Sonntagsblatt liest, und der Mensch nicht nur ist, was er isst, sondern auch was er liest, so kriegen wir einen schafledernen, triefäugigen modernen Sonntagnachmittagsschweizer herliteriert, vor dem uns grausen müsste, wenn wir ihn nicht schon gewöhnt wären von Ernst Zahn her. Der deutsche Geschäftsmann angelt in unserm Land herum ganz nach Belieben mit unserer eigenen patriotischen Phrasenhaftigkeit, und das ist die gerechte Rache für unsre dumme Arroganz, zu meinen, der Deutsche sei ein Mensch zweiter Ordnung. Wenn ein ausländischer Fabrikant bei uns einen Hosenknopf gut einführen will, so braucht er ihn nur Helvetiaknopf zu nennen und sein Geschäft blüht. Ein Schweizerkreuz auf der Verpackung bringt die liederlichste Kinderwindel, die im Reich kein Teufel mehr kauft, bei uns zu Ehren und Glück, zum Leid der ehrlichen inländischen Konkurrenz, wenn eine da ist. Aber meistens ist keine da. Dabei rede ich immer nur von deutschem Schund; die deutsche Gediegenheit schlägt uns oft zwanzig Klafter weit in den Boden hinein, so felsig er ist. Man untersuche einmal daraufhin die Marken, die von unsern guten Geschäften geführt werden.

Das fängt bei uns immer mit Hochmut an. Wir haben nicht nötig, bei andern etwas zu lernen. Wer ins Ausland geht, bleibt meistens dort, weil er in der Schweiz gar nicht dazu käme, seine guten und teuer erworbenen Kenntnisse mit Verdienst an den Mann zu bringen. Unsre Werkführer, Warenhausdirektoren, Professoren, Arbeiter, Buchhalter, Dirnen (gottlob!) sind Deutsche und Italiener. Warum? Sie hatten es nötig, etwas zu lernen, wollten es nötig haben und schämten sich dessen nicht. Jetzt

sitzen sie mit aller Mittelmäßigkeit auf unsern Lehrstühlen, intrigieren unsre eigenen Dozenten weg und finden bei uns noch Helfershelfer dazu. Wieder: warum? Weil man es bei uns nicht verzeiht, dass jemand etwas gelernt hat und etwas werden will. Der Italiener arbeitet, lernt und spart, während der Schweizer flaniert (er ist doch der Sohn der Berge!), auf die Fremden unter Brüdern schimpft und unter Vettern Loterienummern zieht (denn seine Väter haben doch bei Sempach ... nicht wahr!), und übrigens sein nationales Bier nicht im Fass verderben lässt, denn wozu gibt es eidgenössische Feste! Und wenn auch die Deutschen ebenfalls Hurra schreien, so haben wir allein den schweizerischen biderben Tonfall. Der hält noch auf hundert Jahre hinaus vor, und nachher erfindet eben jemand einen andern biderben Tonfall. Uns kanns gar nicht fehlen. Huraaah!

Ich wollte, ich hätte eines Engels oder eines Siebenteufels Zunge, um meinen Landsleuten begreiflich zu machen, dass wir allbereits keine nationale Wirtschaft mehr führen. Die deutschen und italienischen Angestellten sind schon unsre Meister geworden, weil sie unsre Arbeit beinahe allein leisten. Die schweizerische Arbeit ist Arbeit von fremden Händen und Köpfen, und es dauert noch ein Weilchen, so läuft sie, wohin sie will. Man sehe doch die amtlichen Statistiken der Großstädte nach, und blättere unsre Zeitungen zurück, wo sie betrübt über die Fremdenfrage munkeln. Diese suchen das Heil in Zwangsverbrüderung, jene in Absperrung, und jede Kalkulation, jede! endet in einem politischen Mausloch, da doch bei uns einmal alles politisch ist. Der Bund solls machen; wozu hat man den Bund, wenn der Kanton sich anstrengen soll? Und wozu hat man die Schweiz, wenn der Einzelne dann doch sittliche Werte hervorbringen soll? Inzwischen feiert man wieder ein Schützenfest, und dann muss man einen neuen Männerkunstgesang einüben, und dann gibts wieder Truppenzusammenzug; wie soll der Mensch da zum Arbeiten kommen? Dafür haben wir die Schwaben und die Italiener.

Darf mir jemand vor wissenden Zeugen ins Gesicht sagen, das sei nicht schweizerisch gedacht? Schweizerisch ist es außerdem, den in Acht und Bann zu tun, der eine unangenehme Wahrheit öffentlich ausspricht, statt im Kreise der Lieben im duftigen Grase darauf zu ruhen. Aber wenn mich jemand fragt, was man

denn tun soll, um der Gefahr zuvor zu kommen, so werde ich ihm antworten: Der Gefahr werden wir nicht mehr zuvor kommen; dazu ist es schon um zwanzig Jahre zu spät. Uns bleibt nichts übrig, als zunächst einmal arbeiten zu lernen und uns so lange weiter unterm Knie behandeln zu lassen. Dann gibts wieder einmal ein reelles und nationales Ringen, über dem man die Phrasen vergessen wird, und darauf freue ich mich, weil ich mein Land und Volk lieb genug habe, um nicht gleich darüber trauern zu müssen, wenn es ihm einmal ein bisschen dreckig geht. Die höheren Kräfte entwickeln sich im Dreck besser, als auf grünen Tischen, auf Zeitungspapier und in Biergläsern. Es ist für unsre Selbständigkeit wenig getan, wenn wir uns von ein paar erleuchteten Köpfen unser Rechtswesen erneuern lassen; im Grund lassen wir dadurch bloß unsre Abhängigkeit von der fremden Kraft gesetzlich regeln, aber die fremde Kraft würde unter allen Umständen unsre Bequemlichkeit auszunützen verstehen. Es hilft uns nichts, dass wir immer mehr politische Mastanstalten einrichten, um unsern national geschwellten Bauch noch höher aufzutreiben; wenn wir nicht mit Bitterkeit und Angst zu lernen anfangen, werden wir in unserm Land die patriotischen Drohnen werden, und die fremde Arbeitsbiene wird unsern abgelagerten Honig in ihren Korb tragen. Was mit der Drohne noch weiter geschieht, ist bei jedem Imker zu erfragen.

Man mache sich nichts vor und lasse sich nicht von approbierten Patentpolitikern weiter einschläfern: es ist Gefahr um den Weg! Seit den Tagen des kühnen Karl hat uns keine größere bedroht. Wir wollen unsre politischen Ställe endlich wieder einmal ausmisten und die weitläufigen Räumlichkeiten ihrem ursprünglichen Zweck zurückgeben, dem die Landesdickköpfe sie entfremdet haben: der ehrlichen und beschwerlichen Arbeit. Man soll aufhören, zu glauben, Parteisesselschiebung sei Arbeit, und es mache ein nationales Interesse aus, ob ein freisinniger oder ein konservativer Nachtwandler ins Bundeshaus einzieht.

Die Pfarrherren aller Bekenntnisse sollen jetzt einmal ein Jahr lang von den Kanzeln predigen: „Das wirtschaftliche Dasein ist moralisches Dasein, und eine moralische Seelenverfassung wird zum wirtschaftlichen Zustand. Wachet und betet, dass ihr nicht in Knechtschaft fallet. Und arbeitet, dass euch nicht die Motten

fressen des Tages und der Rost des Nachts. Bittet Gott um Unternehmungsgeist. Sprechet: Schaffe in mir, Gott, ein reines Schweizerherz, und gib mir einen neuen, gewissen Geist der Tätigkeit. Schließe mir den eitlen, ruhmredigen Mund mit dem Siegel der Demut, und stärke meine Hände zu aufrichtigem und ehrlichem Tun. Verleide mir durch böse Träume den nationalen Kuhhandel. Überhaupt, Gott meiner Väter, mache wieder einen braven, anständigen, tüchtigen europäischen Kerl aus mir."

Wenn ich von den Pfarrern diese Tonart vernähme, wollte ich auch wieder einmal in die Kirche gehen. Aber wir haben noch nicht genug gefroren und sind noch lange nicht genug erschrocken und unsre aufgeklärte Faulheit ist so hoch gestiegen, dass schon gar keine ehrfürchtige Arbeit mehr bei uns wächst. Aber auf weiten Feldern wogt die Phrase, und dazwischen wandelt der dicke Bauch hin und rülpst verklärend. Und um den letzten Einwand gleich vorweg zu nehmen: Als die Spitzmaus schrie: „Der Igel kommt!" murrte der Maulwurf: „Du übertreibst, mein Lieber." Der Wind kam zufällig von der andern Seite.

BASEL JAKOB SCHAFFNER

□□□

IM TONE WALTERS VON DER VOGELWEID

Ich gehe durch eine Aue
im güldenen Abendschein
und denke, vielsüße Fraue,
in Liebe und Treue dein.

Ich sinne ein Lied im Schreiten,
dieweil nun der Tag vergeht.
Am Himmel die Wolken gleiten
und lauer Sommerwind weht.

Bald werden die Sterne scheinen,
vielliebe Fraue, und dann —
ich glaube, dass ich vor Weinen
den Schlummer nicht finden kann.

EMIL SCHIBLI

□□□